

# Die Heimsuchung des europäischen Geistes

Autor(en): **Mann, Klaus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **17 (1949-1950)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758772>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DIE HEIMSUCHUNG DES EUROPÄISCHEN GEISTES

VON KLAUS MANN

*Der nachstehende Aufsatz ist die letzte Arbeit, die Klaus Mann vollendete, ehe er, am 21. Mai dieses Jahres, in Cannes einer Herzschwäche erlag. Der englisch geschriebene Bericht erschien in der Juninummer der amerikanischen Monatsschrift «Tomorrow». Zur Zeit seines Todes arbeitete Klaus Mann an einem Roman, der gleichfalls die tief problematische Situation des geistigen Menschen von heute zum Gegenstand hatte. Das hinterlassene Romanfragment trägt den Titel: «Der letzte Schrei.»*

Die europäischen Intellektuellen sind gequält und beunruhigt. Jedermann in Europa ist gequält und beunruhigt, aber die Intellektuellen sind es besonders. Das Freudsche «Unbehagen an der Kultur», dieses un- oder halbbewußte Unlust- und Angstgefühl, das der modernen Zivilisation seit einigem inherent ist, hat nun den Charakter einer akuten Krankheit, eines zersetzenden Leidens angenommen. Je reifer und verantwortlicher der individuelle Geist, desto schmerzlicher empfindet er die allgemeine Mißlage.

Woran soll er glauben, der europäische Intellektuelle von heute? So vieles von dem, was er ererbt hat, ist fragwürdig oder hinfällig geworden; so viele Maxime, die ihm göltig schienen, haben jetzt einen hohlen, unüberzeugenden Klang. Die europäische Luft widerhallt von falschen Glaubensbekenntnissen, trunkener Rhetorik, sich gegenseitig aufhebenden Argumenten, wütenden Anklagen. Es fehlt nicht an Stimmen; sie sind scharf und streitsüchtig, pedantisch und ölig; aber es kommt zu keiner geordneten Diskussion. Monologe erklingen, isolierte Aufschreie, verzweifelte Proteste. Die Stimmen hören, sie verstehen einander nicht.

Sie sagen: «Sind die Produktionsmittel erst verstaatlicht, so werden unsere Probleme gelöst sein, ein für allemal! So hat er's gesagt, der große Karl Marx, und so steht's im ‚Kapital‘ . . .»

Und sie sagen: «Die heilige Kirche wird uns retten. Nur von Rom her kommt uns geistige Führung! Wie schön und treffend T. S. Eliot uns dies erklärt hat . . .»

Und sie sagen: «Mein geliebtes Land! Meine Rasse! Mein Volk! Oh, über das ewige Geheimnis von Blut und Boden! Wenn *meine*

Nation die Macht gewänne und die Herrschaft über die Welt, der Menschheit wäre geholfen. Hat nicht Maurice Barrès, der große französische Patriot, es uns dargelegt mit der ihm eigenen Prägnanz . . .»

Und sie sagen: «Die Naturwissenschaften! Die erstaunlichen Erfindungen! Die tollen Entdeckungen! Nun haben wir das Fernsehen — was ist noch zu erwarten? Künstliche Herzen wird man machen. Auf hundertfünfzig Jahre wird der Mensch es bringen — wenn das nicht wunderbar ist! Und zum Mond wird man fliegen, vermittelt der Atomenergie. Wir werden das Weltall beherrschen. Der technische Fortschritt — die große Hoffnung!»

Sie sagen: «Der technische Fortschritt — der Erzfeind aller wahren Kultur! Aldous Huxley hat recht . . .»

Und: «Der Stalinismus — der Erzfeind aller wahren Kultur! Arthur Köstler hat recht . . .»

Und: «Der Wall-Street-Imperialismus — der Erzfeind aller wahren Kultur! Ilja Ehrenburg hat recht . . .»

Sie hören, sie verstehen einander nicht.

Sie reden über Kafka und über Picasso und über die Tabaklage — die Zigaretten sind zu teuer und so schwer zu bekommen! Sie reden über Geschlechtliches, über dialektischen Materialismus, Schnaps, Proust, Shostakovich und die Atombombe. Sie reden vom Kriege. Sie haben Angst.

Angstvoll und verwirrt suchen sie Trost in den alten Aufzeichnungen der Hindus und in den Schriften von Nicolai Lenin. Sie zitieren die Bibel und Jean-Paul Sartre, Anna Pauker und Heidegger, Jung, Einstein, General de Gaulle und den Weltbürger Gary Davis. Sie zitieren Paul Valéry, den großen Europäer, der erklärt hat: «L'Europe est finie.»

Sie sagen: «Camus ist auch nichts Besonderes.» Und: «Was treibt bloß Strawinsky?» Und: «Die Mendelsche Vererbungstheorie ist die reinste bürgerliche Reaktion.» Und: «Der Surrealismus ist überholt.» Und: «Rilke ist noch immer recht gut.» Und: «Der arme alte Gide wird uns mählich senil.»

Und sie sagen: «Ich bin hungrig.»

Sie sprechen vom «Kollektiven Unterbewußtsein» und von Kettenreaktionen und vom Klassenkampf. Sie sprechen von der Verzweiflung, der «Krankheit zum Tode», wie Kierkegaard sie genannt hat.

Die europäischen Intellektuellen sprechen von der Verzweiflung.

Wie, wenn sie sich als zu schwach, zu entmutigt erwiesen, um die Feuerprobe zu bestehen? Wie, wenn sie versagten, ihre Sendung verrieten? Einer von ihnen, der französische Schriftsteller Julien Benda, hat seine eigene Berufsklasse des Hochverrates beschuldigt.

Die europäischen Intellektuellen erinnern sich an Bendas unerbittliche Formulierung von «La Trahison des Clercs».

Wie in archaischem Englisch das Wort «Clerk», kann sich das französische «Clerc» sowohl auf einen Geistlichen als auf jeden beziehen, der zu gewissen kleinen, geistlich-kirchlichen Diensten und Handreichungen verpflichtet ist; auch ein Gelehrter kann gemeint sein oder einfach einer, der Lesen und Schreiben gelernt hat. Durch die Verwendung gerade dieses Ausdrucks «Les Clercs» macht der französische Schriftsteller deutlich, daß er die Stellung des Intellektuellen in der Welt von heute derjenigen vergleichbar findet, die früher von der Geistlichkeit eingenommen wurde.

In Zeiten festbegründeter und unumstrittener religiöser Autorität hat der Intellektuelle keine Funktion, keine *raison d'être*: er existiert nicht. Erst wenn die Priester die Führung verlieren, kommt der unabhängig-kritische Verstand, kommen die Intellektuellen zur Macht. So war es im alten Griechenland und in Rom nach der Entthronung der olympischen Götter (Sokrates, der große Frager und Dialektiker, war ein Intellektueller im anspruchsvollsten und höchsten Sinne des Wortes!), und so war es wieder im Nach-Mittelalterlichen, zur Zeit der Renaissance. Da sie sich bewußt und stolz aller klerikalen Bevormundung entzogen, sind die Humanisten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts die eigentlichen Gründer der modernen «Intelligenzia».

Der Intellektuelle ist der Nachfolger und das säkulare Gegenstück des Priesters insofern, als auch sein Interesse vor allem geistigen Werten gilt und nicht materiellem Erfolg. Wie der Priester, geht der Intellektuelle bei der Beurteilung des Lebens und der Gesellschaft nicht von rein utilitaristischen und «realistischen» Gesichtspunkten aus, sondern hält sich an gewisse Ideale (oder sollte sich doch an sie halten). Während aber der Priester sich auf ein gegebenes ethisches und metaphysisches System verlassen darf, obliegt es dem Intellektuellen — der unwiderruflich einer Spezies von Forschern und Dissidenten angehört —, sein eigenes Gesetz und Evangelium, seine eigene Wahrheit zu entdecken. Der echte Intellektuelle erachtet nichts als gegeben, bezweifelt alles. Sein Hauptmerkmal ist eine grenzenlose und leidenschaftliche Neugier. In alles Neue und Gefährliche ist er vernarrt. Anders als der Priester, der sich des Schutzes und Geleites einer mächtigen Hierarchie erfreut, führt der Intellektuelle eine schweifende, unsichere Existenz — jeder Tag bringt eine neue Erfahrung, ein neues Abenteuer, ein neues Risiko, eine neue Heimsuchung.

So unabhängig und unfromm der typische oder vorbildliche Intellektuelle aber auch sei, er muß treu bleiben gewissen freiwillig anerkannten Grundwerten und Prinzipien, wenn er sich nicht verlieren

will in einem Irrgarten von Zweifeln und Widersprüchen. Die wahren Führer des europäischen Geistes, von Erasmus bis zu Voltaire, von Montaigne und Spinoza bis zu Heinrich Heine und Victor Hugo, waren nicht nur große Skeptiker und Bilderstürmer, sondern überdies große Gläubige: sie glaubten an das Göttliche, das Gute, das Schöne; an den Adel, die moralische Sendung der Menschheit, an die offenbare Ueberlegenheit der Kultur über die Barbarei. Sie glaubten an den Fortschritt. Nie wären sie ohne diesen Glauben, diese Ueberzeugtheit imstande gewesen, so gewaltige Ereignisse, wie die Renaissance, die Reformation und die Französische Revolution vorzubereiten und ins Leben zu rufen.

In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts jedoch, begann die intellektuelle Führung Europas ihr Gefühl zu verlieren für Maß und Richtung. Nietzsches rasende Angriffe auf das Christentum, seine wahnsinnige Selbstvergottung und Selbstzerstörung; Kierkegaards abgründiges und krankes Schuldbewußtsein, sein verbissen-verzweifeltes Ringen um «die Reinheit des Herzens»; Baudelaires teuflisches Grimassieren und seine blasphemischen Paradoxe («Der geistige Mensch», sagte er, «ist der Feind der Welt.»); Tolstois Denunziation der Kunst, seine starre Askese, sein einsamer Tod; Dostojewskys pathologische Ekstasen und seine entsetzliche Zerknirschtheit; Oscar Wildes freches Aufbegehren gegen die bürgerliche Hypokrisie, seine Verbannung, sein skandalöses Martyrium; Strindbergs wütende Menschenfeindschaft und sein schrecklicher Verfolgungswahn; Richard Wagners theatralische Magie und sein ruchloser Ehrgeiz; Tschaikowskys morbide Sehnsüchte; Flauberts Rückzug in die eisigen Gefilde eines unverbindlichen Aesthetizismus; Verlaines tödliche Berauschtigkeit von Gebeten und Absinth; Rimbauds Entweichen in die afrikanische Wildnis, seine Abdankung als Dichter, die furchtbare Botschaft seines Schweigens; van Goghs Flucht in den Wahnsinn — all diese Einzeltragödien sind Vorläufer der Gesamtkrise, die jetzt unsere Zivilisation in ihren Grundfesten erschüttert.

Zu wagemütig tauchten die Intellektuellen in die Geheimnisse der menschlichen Seele, der Gesellschaft, der Natur. Was sie zutage förderten aus den Tiefen, war grauenhaft wie das Medusenhaupt, von dem es heißt, sein Anblick habe den Beschauer zu Stein verwandelt.

Gab es keinen Halt mehr, nichts Heiliges?

Die kühnen Experimente und Spekulationen der modernen Physiker — Einsteins Relativitätstheorie im besonderen — revolutionierten nicht sowohl die angewandten Wissenschaften als die menschliche Vorstellung vom All, die menschlichen Grundbegriffe von Zeit, Raum, Materie und Energie. Karl Marx entdeckte den Klassenkampf

als eigentlichen Motor aller historischen und ideologischen Entwicklung. Ein anderer großer Intellektueller, Sigmund Freud, durchforschte die dunkelsten Winkel des Unterbewußtseins und fand, daß es dort wimmelte von verdrängten Wünschen und bösen Geistern, die den Vaternord begünstigten und den Inzest.

Der westliche Mensch, homo occidentalis, der sich schon für ein völlig gezähmtes, durchaus rationales Geschöpf gehalten hatte, erwies sich, sehr zu seiner eigenen entsetzten Ueberraschung, als ein noch immer von Dämonen besessenes, von irrationalen und barbarischen Kräften getriebenes Geschöpf. Die düstersten Ahnungen, die blutigsten Phantasien, genährt von Pessimisten des neunzehnten Jahrhunderts, waren übertroffen von der schaurigen Wirklichkeit des zwanzigsten. Der Antichrist, dessen Gesten und Laute Nietzsche einst frevlerisch geäfft — nun war er da und seine Macht war fürchterlich. Gaskammern und Explosivbomben; giftig-geifernde Propaganda und organisierte Ausbeutung; die Greuel des totalitären Staates und die satanische Geschmacklosigkeit des Vergnügungsmarktes; der Zynismus der herrschenden Cliquen und die Dummheit der irgeleiteten Massen; die religiöse Bewunderung des Geldes und des Mordes; der Triumph der Gemeinheit und des Aberglaubens — und alle Schrecken der Unwissenheit —, das sind die Waffen und Mittel, deren der Böse sich bedient hat und bedient, um die Menschheit zu versklaven und seine Herrschaft aufzurichten über unsere verfluchte Gattung.

Während die Zivilisation zusammenkracht unter dem Ansturm einer aufs modernste ausgestaffierten Barbarei, was bleibt dem Intellektuellen, dem Künstler zu tun, als Ausdruck zu geben der allgemeinen Verstörtheit und Qual? Eine Welt voll von Albträumen, die Welt von Auschwitz und die der «comic strips»; die Welt der Hollywood-Filme und des bakteriologischen Krieges — ist jenseits aller Beschreibung und Vernunft. Die Bildnisse unserer Dichter und Maler zerfallen wie unsere soziale Ordnung. Das Genie Picassos beschwört die Blitze und Donnerschläge eines apokalyptischen Unwetters. Franz Kafka enthüllt mit schauerlicher Klarsicht unsere verborgensten Aengste. Um das Unsagbare zu sagen, erfindet James Joyce ein neues Idiom. Die Meister des Wortes, die großen Stilisten, beginnen zu stammeln. «Mir hängt nichts mehr mit nichts zusammen», gesteht T. S. Eliot, und er prophezeit den Verfall und Untergang einer geschändeten Schöpfung.

Der Dichter, der Künstler, der Intellektuelle gibt nicht mehr vor, er verstehe. Er schaudert, er wimmert angesichts der «fallenden Türme», der zerstörten Städte. Die Heimsuchung, die seit dem ersten Weltkrieg ständig zugenommen hat an Schwere und Wucht, tritt jetzt in ihre letzte, entscheidende Phase.

Natürlich beschränkt die augenblickliche Krise oder, richtiger, die Dauerkrise dieses Jahrhunderts, sich nicht auf einen Kontinent, eine Klasse. Die Welt ist klein geworden; ob wir es zugeben oder nicht, sie ist ein unteilbares Ganzes, und alle Nationen und Klassen sehen sich denselben Problemen und Gefahren gegenüber.

Wenn es aber zutrifft, daß der Intellektuelle die kritische Weltlage akuter und schmerzlicher empfindet, als etwa der Baseball-Champion oder das Revuegirl, so ist gleichfalls wahr, daß die europäischen Intellektuellen direkter und wesentlicher betroffen sind als ihre brasilianischen oder australischen Kollegen. Den Zusammenbruch der Zivilisation als möglich zu erwägen, ist etwas sehr anderes, als ihn sich wahrhaftig vollziehen zu sehen. Gewisse apokalyptische Szenen und Bilder, die dem Philosophie-Studenten in Kansas-City, dem Dichter in Johannesburg weit entfernt, phantastisch, ja unglaublich scheinen, sind den Einwohnern von Berlin, Warschau, Dresden und Rotterdam nur allzu vertraut. In Wien, Athen und London sind Eliots «fallende Türme» nicht bloß poetische Symbole mehr. Inmitten von Trümmern und Ruinen, angesichts verstümmelter Männer und hungernder Kinder wird der tödliche Ernst der Lage jedem Denkenden klar.

Und so kann es nicht wundernehmen, daß unter all unseren Zeitgenossen die europäischen Intellektuellen die «krisenbewußtesten» sind. Sie sind überdies bewußter und betonter *intellektuell* als ihre Kameraden auf anderen Kontinenten; und bewußter und betonter, als vor dem zweiten Weltkrieg, sind sie jetzt *Europäer*. Gemeinsames Leiden hat einigende Kraft. Trotz einer Vielzahl von nationalen und ideologischen Gegensätzen fehlt es dem heutigen Europa (und besonders seinen Intellektuellen) nicht an Gefühl für kontinentale Solidarität. Haßt der tschechische Patriot seinen ungarischen Nachbarn? Kann der Belgier dem Deutschen nicht verzeihen? Aber dennoch gehören sie alle zu der selben tragischen Familie, sind Mitglieder der selben verarmten, dabei stolzen und adeligen Sippe. — Viele sprechen mit offener Verachtung von den Vereinigten Staaten sowohl als von der Sowjetunion, diesen beiden Kolossen, die so reich sind an materieller und militärischer Macht, und so arm an kultureller Tradition, an Feinheit, Weisheit und Sensitivität. Es ist die selbe melancholische Arroganz, die selbe müde Geringschätzung, mit der die höchst gescheiterten und gewitzten, wenngleich ein wenig schäbigen Rhetoren und Literati des dekadenten Hellas — die «graeculi» — der gewöhnlichen Kraft und Tüchtigkeit der römischen Eroberer begegnet sein mögen. Es scheint, als hätten selbst die Engländer ihrem Insel-Hochmut, ihrer «splendid isolation» entsagt. Auch sie haben gelitten — nicht weniger als ihre kontinentalen Vettern; auch sie sind arm, auch

sie schauen in eine ungewisse und gefährdete Zukunft. Warum, also, sollten sie nicht endlich beitreten der stolzen und rührenden Gemeinschaft der krisenkranken Europäer?

Ein bekannter junger englischer Komponist erzählte mir nach einem Konzert in Amsterdam: «Ich habe eben ein paar Wochen in Amerika verbracht. Sehr nett; recht interessant. Aber auf die Dauer wäre ich dort nicht glücklich. Keine intellektuelle Spannung. Keine Ahnung von den großen Aufgaben und Problemen. Geld, natürlich, haben sie; und sind so erfüllt von ihren neuen Wagen und Fernsehapparaten, daß es aussieht, als lebten sie einfach vorbei am wirklichen Drama unserer Zeit.»

Fast alle meine intellektuellen Freunde schienen diesmal leicht irritierbar und wie hautlos. «Wir wissen nicht mehr, was glauben. Wir sind völlig verwirrt», klagten die Jungen. Und die Alten, die Meister, seufzten: «Wir sind völlig verwirrt. Wir wissen nicht mehr, was lehren.»

«Grand old men» sind rar geworden im heutigen Europa. Die mächtige Generation, die Anatole France und Freud, Bergson und H. G. Wells, Maxim Gorki und Paul Valéry hervorbrachte, stirbt mählich aus. Und von den Ueberlebenden sind viele abwesend: Einstein, Strawinsky, Schönberg, Thomas Mann und andere haben den alten Erdteil verlassen, um jenseits des Ozeans ihre Tage zu beschließen. Shaw, natürlich, gibt es immer; mit unermüdlichem Witz und Gusto verstreut er nach wie vor seine Paradoxe und Bonmots. Aber auf die intellektuelle Avantgarde übt der alte «G. B. S.» schon längst keinen Einfluß mehr aus. Da er es für sein Vorrecht hält, um einer Laune, eines Scherzes willen noch das Ernsthafteste zu verlachen, nimmt ihn selber niemand mehr ernst.

Somerset Maugham gehört zwar nun auch schon zu den betagteren Prominenten, hat aber kaum den Ehrgeiz, führend zu sein auf moralischem oder intellektuellem Gebiet. Auch E. M. Forster, dessen großes Prestige solchen Ehrgeiz rechtfertigen könnte, hat ihn offenbar nicht. Seit dem Tode von Virginia Woolf hat kein englischer Romancier sich solchen Ansehens und so großer Autorität erfreut wie der Verfasser von «A Passage to India». Sein Ruhm jedoch ist rein literarischer, fast esoterischer Natur und überdies beschränkt auf die Englisch sprechende Welt. In Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien und der Schweiz ist der vorzügliche Kritiker und Erzähler kaum den Berufsliteraten bekannt.

Bertrand Russell gilt zu Recht als ein intellektueller Führer; die anspruchsvolleren unter seinen Lesern, freilich, mögen seinen unver-



bindlichen Agnostizismus und phantasiearmen «common sense» als nicht besonders reizvoll empfinden.

Benedetto Croce, der bedeutende Gelehrte und aufrechte Liberale, wird weit über die Grenzen Italiens hinaus bewundert. Als ich ihn aber vor kurzem in Neapel besuchte, war mir ein bißchen, als fände ich mich einem kostbaren Museumsstück gegenüber, einem wandelnden Mahnmal verklungener Taten und vergessener Werte.

Ortega y Gasset, der repräsentative Philosoph des modernen Spanien — in Madrid wie ein Exilierter im eigenen Lande lebend — ist tiefer bewandert in den entscheidenden Fragen unserer Zeit. Seine glänzenden Betrachtungen zum «Aufstand der Massen» haben vielen von uns geholfen, die turbulenten Ereignisse der letzten Jahrzehnte zu verstehen. So wichtig und willkommen dergleichen scharfsinnige Kommentare aber auch sein mögen — die verstörte Jugend Europas braucht anderes. Sie braucht Führung und Trost, neue Ideale und Hoffnungen, einen neuen Glauben.

«Wenn immer junge Menschen sich Rats bei mir holen wollen, schäme ich mich meiner Inkompetenz und bin hilflos und verlegen.»

Es war der größte in Europa lebende Schriftsteller, André Gide, der mir dies eingestand.

«Alle fragen sie, ob es einen Ausweg gibt aus dieser Krise», sagte er, «und ob irgend Sinn, Logik und Zweck sich verbirgt hinter all dem Chaos. Was soll ich sagen? Ich weiß selber nichts.»

Dabei hat gerade Gide mehr und Kostbareres zu bieten als bloßen Rat: Das herrliche Geschenk eines reichen, haltbaren Lebenswerkes und das Beispiel seiner vielschichtigen und schillernden, aber heiter ausgeglichenen und tapfer konsequenten Persönlichkeit.

Nicht viele Intellektuelle haben den Glauben und die Kraft und die unbedingte Integrität eines Gide oder Croce. Man kennt die Namen derer — und keineswegs sind sie alle deutschen Klanges —, denen die faschistisch-nazistische Diktatur durchaus kein Greuel war. In Frankreich haben literarische Stars wie Céline, Paul Morand und Henry de Montherlant dem Triumph der Barbarei applaudiert. Im besetzten Norwegen wurde der große Romancier Knut Hamsun zum Verräter an seinem Lande und der Zivilisation.

Und jene, die heute mit den Russen «kollaborieren» — haben wir auch sie als Verräter zu betrachten? Manche unter ihnen — besonders in den Ländern «hinter dem eisernen Vorhang» (das sowjetkontrollierte Deutschland inbegriffen) — mögen aus Opportunismus und Feigheit zu Marxisten geworden sein. Andere sind fraglos aufrichtig und guten Glaubens. Louis Aragon, etwa, einst ein führender Sur-

realist, heute der «Rote Papst» der französischen Literatur, hält sich durchaus nicht für einen Verräter, vielmehr für einen braven Patrioten und wackeren Verteidiger des Friedens und der Freiheit. Auch eine so ernsthafte und noble Frau wie Madame Irène Joliot-Curie, und einen so echten Dichter wie Paul Eluard kann man gewiß nicht als «bolschewistische Agenten» und Mitglieder der «fünften Kolonne» bezeichnen.

Den Einfluß und die Entschlossenheit der Pro-Sowjet-Intellektuellen in Westeuropa zu unterschätzen, wäre ein schwerer Fehler. Verstreut über den ganzen Kontinent sitzen Männer und Frauen von Namen und Format, die aus tiefster Ueberzeugung die Weltrevolution für so unausweichlich wie wünschenswert halten. Ihnen bedeutet die Sowjetunion die einzige Hoffnung, einen Rocher de Bronze der Freiheit und Vernunft, inmitten kapitalistischen Dunkels und Verfalles.

In Kopenhagen sprach ich mit dem weißbemähten Haupt der zeitgenössischen dänischen Literatur, Martin Andersen-Nexö, dessen Roman «Pelle, der Eroberer» seit langem international beliebt ist. Der greise Meister, eindrucksvoll-pittoresk, mit gewölbter Stirn und wettergebräuntem, zerfurchten Gesicht, versicherte mir sanft, aber dezidiert: «Die Zukunft gehört dem Kommunismus. Kommunismus ist Friede. Kommunismus ist Wohlstand. Kommunismus ist Kultur. Wer diese simplen Wahrheiten nicht sieht, muß blind sein, oder bestochen von amerikanischen Kriegshetzern.»

In Berlin erzählte die berühmte Schriftstellerin Anna Seghers, Verfasserin von «Das siebente Kreuz», mir ausführlich von ihrem jüngsten Besuch in der Sowjetunion. Wie herrlich es gewesen sei. Wie angenehm und anregend es sich lebe unter der wohlwollenden Aufsicht des Politbüros. Nein, Zensur gebe es nicht. Die Sowjetkünstler und -wissenschaftler erfreuten sich vollkommener Freiheit, solange sie treu blieben den Grundsätzen der wirklich volksverbundenen und wirklich sozialistischen Sowjetkultur.

Ich hörte ihnen zu, den intellektuellen Stalinisten in Prag, Wien, Budapest, Brüssel, Paris, Mailand. Sie sagten: «Wozu all die Aufregung über den gerechtfertigten und milden Tadel, der Shostakovich, Prokofiev und Khatchaturian getroffen hat? Wenn das russische Volk sich aus atonalen Kakophonien nun einmal nichts macht, müssen diese Herren eben verständlichere und populärere Musik herstellen. Nichts könnte einfacher sein!»

Ich sprach mit marxistischen Professoren, Dichtern, Politikern. Sie sagten: «Wir haben recht und die anderen unrecht. Wir sind gut und die anderen schlecht. Wir sind Demokraten und Realisten, während die anderen — o pfui! Was für ein Pack von reaktionären Mystikern,

Pessimisten, Imperialisten, Formalisten, Drückebergern, Idioten und Trotzkisten!»

Meine marxistischen Freunde schienen mir oft jenen Engeln zu gleichen, die, einem so vertrauenswürdigen Beobachter wie William Blake zufolge, «eitel genug sind, um von sich selbst als von den einzig Weisen zu sprechen; sie tun dies mit der Sorte von zuversichtlicher Frechheit, die aus systematischem Denken kommt.»

Manche zwar fühlen sich nicht völlig wohl in ihrer Haut. Ich denke zum Beispiel an einen sehr begabten und reizvollen jungen Schriftsteller, den ich in Prag interviewte. Bei aller angeblichen Inbrunst seines kommunistischen Glaubens vermochte er eine gewisse Besorgtheit nicht zu verbergen. «Natürlich hat der Fall Shostakovich und Genossen etwas . . . Beunruhigendes», sagte er und blickte verstohlen um sich. «Die Sorte von Reglementierung wäre für uns hier nicht das Richtige. Selbstverständlich habe ich die größte Hochachtung für die Sowjetunion und glaube fest an die Volksdemokratie. Aber strammstehen, wissen Sie, tue ich nicht besonders gern . . .»

Aehnlich vorsichtige Einschränkungen und Anspielungen machte der bekannte deutsche Erzähler Theodor Plievier, dessen Stalingrad-Saga als einer der wichtigsten Beiträge zur zeitgenössischen Kriegsliteratur viel genannt wird. Als ich ihn im russisch-besetzten Weimar aufsuchte, schien er noch vorzüglich mit den Kommunisten zu stehen; de facto galten Plievier, Anna Seghers und zwei oder drei andere als die Crème de la Crème der linientreuen intellektuellen Elite. In Anbetracht seines Hauses und seiner glänzenden Gesamtposition glaubte ich natürlich, er sei stolz und zufrieden.

Als ich ihm aber zu seinem Glück gratulierte, zuckte er die Achseln und schnitt ein Gesicht. «Gewiß doch», murmelte er, «ich habe reichlich zu essen. Nur daß ich ein Gefangener bin paßt mir nicht, und wenn mein Käfig hundertmal aus Gold ist . . .»

Ein paar Monate später floh Theodor Plievier aus der russischen Zone und fand Unterkunft bei den Amerikanern.

Die kommunistischen Intellektuellen verachten alle nichtkommunistischen, aber ihre früheren Kameraden, die Deserteure und Apostaten, hassen und fürchten sie aus tiefster Seele. Diese wütende Feindschaft von seiten der Stalinisten erklärt sich aus der natürlichen Neigung aller Renegaten, mit Schmutz zu bewerfen, was ihnen heilig war. Unter den vielen hysterischen und schrillen Stimmen, die das heutige Europa durchgellen, sind die Stimmen gewisser Exradikaler und fanatischer Kommunistenfresser die mißtönendsten. In ihrem blinden Eifer, die Aufrichtigkeit ihrer Wandlung zu beweisen und ihre früheren Freunde zu «erledigen», gehen diese Leute zum äußersten; noch die absurdesten und infamsten Mittel sind ihnen

recht. Sogar ein so klarer und urteilsfähiger Kopf wie Arthur Köstler hat viele seiner Bewunderer durch die besessene Maßlosigkeit seiner antikommunistischen Ausbrüche verwirrt und befremdet. Ein anderer prominenter Exkommunist, André Malraux, ein Exkämpfer, überdies, für die Freiheit des spanischen Volkes, ist heute der Prophet und Hauptpropagandist des Generals de Gaulle, unter dessen Herrschaft das französische Volk seiner demokratischen Rechte und seiner Freiheit leicht verlustig gehen könnte.

«Verräter!», schreien die Kommunisten und meinen Männer wie Köstler und Malraux. «Schmutzige Faschisten! Käufliche Werkzeuge des amerikanischen Imperialismus!»

Und schreiend beschimpfen die Ex- oder Antikommunisten Leute, wie Aragon, Picasso, Eluard, Berthold Brecht, Martin Andersen-Nexö: «Dreckige Agenten des Kremls! Feinde der Freiheit, der Wahrheit und des Anstandes! Schurken, Verbrecher, Fünfte Kolonne! Schande über euch!»

Die Luft des zerrissenen und gequälten Erdteils ist voll von Anklagen und Gegenanklagen, Beleidigungen, Denunziationen und Schmähworten. Während Ost und West sich drohend gegenüberstehen, hält die Schlacht der Ideologien die besten europäischen Köpfe in Bann. Neutralität, Weisheit, Objektivität, gelten als Hochverrat. Dem Intellektuellen ziemt es, sich zu entscheiden, sich festzulegen, zu kämpfen, Soldat zu sein.

Und die Dritte Macht, die «Troisième Force», steht und vermittelt nicht sie zwischen den feindlichen Lagern?

Gewisse Schriftsteller versuchen wohl, «unpolitisch» zu sein. Einer von ihnen, Jean Cocteau, erklärte mir kürzlich, Politik, das sei für ihn «de la blague» — ein geschmackloser Witz, eine blutige Fastnacht, und durchaus nicht ernst zu nehmen. Cocteaus letztes Buch, «La Difficulté d'être», eine Sammlung von sehr bezaubernden autobiographischen Notizen und Aperçus, behandelt so wahrhaft ernst zu nehmende Sujets, wie Schönheit, Tod, Jugend, Stil, Sprache, die Bedeutung von Träumen und den unendlichen Reiz mancher Landschaften, Gedichte und Menschengesichter.

Und die Schlacht der Ideologien tobt weiter.

Viele europäische Intellektuelle halten sich an Aldous Huxleys Mahnung: «Nur, wenn wir uns bewußt und entschlossen aufs Ewige konzentrieren, können wir verhindern, daß diese Zeit alles, was wir tun, in teuflischen Unfug verwandelt.»

Der Hang zu religiösem Mystizismus spielt fraglos eine hervorragende Rolle im heutigen Europa. Sogar ehemals «linke» Autoren

und solche atheistischer Herkunft neigen zu frommen Anwandlungen und metaphysischen Spekulationen. Ignazio Silone, zum Beispiel — ursprünglich Kommunist, dann militanter Sozialdemokrat —, scheint mehr und mehr mit dem «Ewigen» befaßt. Dasselbe gilt für einen anderen «Heimkehrer» aus der Emigration, den Romancier Alfred Döblin, der, nach ein paar Jahren in den Staaten, augenblicklich am französischen «Centre de l'Education», Baden-Baden, tätig ist. Döblin, ein hochbegabter, wenn auch ziemlich konfuser Kopf, hat der marxistischen Lehre Valet gesagt und erklärt nun: «Eine neue, religiös und metaphysisch bestimmte Aera hat begonnen. Die Welt, die von unserem positivistischen und wissenschaftlichen Standpunkt aus allzu klar erschien, hat sich wieder in Geheimnis gehüllt» (rückübersetzt aus dem Englischen). Seinerseits hat der geheimnisnahe Döblin Frieden und Erleuchtung in den Armen der katholischen Kirche gefunden.

Der katholische Einfluß auf die europäische Intelligenz diesseits des «Eisernen Vorhanges» ist in ständigem Zunehmen begriffen. Selbst im protestantischen England hat der römische Glaube seinen literarischen Ritter. T. S. Eliot, der den apokalyptischen Nihilismus seiner Anfänge überwand, indem er «das Wunder» erlebte und verkündete, hat seine große Ueberzeugungskraft ganz in den Dienst der heiligen Sache gestellt. Nun ist ihm vergönnt, hinter und über den «fallenden Türmen» die «Taube herniedersteigen» zu sehen, «mit der Flamme weißglühenden Entsetzens».

Wenn die zeitgenössische italienische Literatur verhältnismäßig frei ist von päpstlicher Bevormundung (ein Umstand, den sie nicht zuletzt Croces unbedingter Weltlichkeit verdankt!), so erfreut der Heilige Stuhl sich in Frankreich mächtiger literarischer Fürsprache. Paul Claudel, François Mauriac und Jacques Maritain sind bemerkenswert wirksame Diener des Vatikans, nicht zu reden von zahlreichen anderen, ebenso eifrigen, wenn auch weniger arrivierten Dichtern und Publizisten der Vierten Republik, auf die man sich in Rom verlassen kann. Sogar die Existentialisten haben ihre katholischen Exponenten, insbesondere den hochangesehenen Gabriel Marcel.

Von den beiden deutschen Denkern, die als die eigentlichen Initiatoren des Existentialismus zu gelten haben, ist der eine, Karl Jaspers (früher Heidelberg, jetzt Basel), ausgesprochen religiöser Grundstimmung — weswegen die Marcel-Gruppe ihn denn auch zu ihrem Schutzheiligen gemacht hat; der andere, Martin Heidegger, hat sich zwar nicht offen zum Atheismus bekannt, erklärt aber immer wieder, Gott sei «abwesend» — zu fern seiner Schöpfung, zu versteckt, zu unbegreiflich, als daß man irgend auf ihn zählen dürfte. Der Begriff der «Abwesenheit», der äußersten Leere, die Idee einer totalen Nicht-

Existenz (gesetzt, dergleichen wäre vorstellbar) erscheint als die eigentliche Basis und Essenz seiner Philosophie. Ihm bedeutet das Nichts beinahe, was «Tao» den Chinesen bedeutet: Die Ur-Ursache allen Geschehens, den großen Acker, die ewige Quelle — undefinierbar, in sich ruhend, formlos, all-eins, unveränderlich, unerschöpflich, jenseits aller Vernunft, namenlos, existent und nicht-existent zugleich . . . Man hat Heidegger den «Mystiker des Nichts» genannt, einen Vergötter des Nihil. Kein Wunder, daß er herzlich angetan war von der «Revolution des Nihilismus», um die Formulierung zu gebrauchen, mittels derer Hermann Rauschning den Nationalsozialismus definiert und verdammt hat. Gerade Heidegger aber, ein Philosoph, der bis ins Jahr 1945 hinein als eine der geistigen Säulen des Hitlerreiches fungierte, ist nun das gefeierte Vorbild der französischen Avantgarde. Jean-Paul Sartre betrachtet sich als Heideggers Schüler, obgleich dieser wiederholt und ziemlich klotzig jede Verantwortung für einen «Existentialismus à la Sartre» abgelehnt hat.

Als Romancier und Essayist so beschlagen und erfolgreich wie als Dramatiker, ist Sartre zweifellos die auffallendste und meistpropagierte literarische Figur im Nachkriegseuropa. Zwar kennt man Kritiker, denen sein frühes Werk — vor allem der unendlich traurige, unendlich schwermütige Roman «La Nausée» — origineller und bedeutender erscheint, als seine neueren Schriften. Auch Kenner finden sich, die Sartre, den Erzähler, für schwächer halten als seinen Mit-Existentialisten Albert Camus, dessen symbolistischer Roman «La Peste» größtes internationales Aufsehen erregt hat. Und doch ist es Sartre und nicht Camus, dem der Existentialismus — der «linke», atheistische Flügel der Bewegung — seine Machtstellung im intellektuellen Leben des heutigen Europa zu verdanken hat.

Der Existentialismus, wie die Sartre-Leute ihn lehren, ist schwer zu definieren, und zwar vor allem, weil dies bemerkenswert unsystematische philosophische System aus Widersprüchen und Unstimmigkeiten zu bestehen scheint. Ein willkürliches, wenn auch anregendes Gemisch von sich widerstrebenden Elementen, ist die Sartresche Lehre von französischen Akademikern als «une confusion des plus fâcheuses» abgetan worden.

Ist Sartre Pessimist? Sieht er das Leben als ein scheußlich-verrücktes Durcheinander? Aus seiner künstlerischen Vorliebe für mißliche Situationen und widrige Charaktere könnte man auf einen desillusionierten und nihilistisch getönten Geisteszustand schließen. Und doch will Sartre durchaus nicht als Nihilist gelten. Wiewohl er das Universum eine «totalité désintégrée» und Gott eine verunglückte menschliche Erfindung, «un Dieu manqué», nennt, akzeptiert und preist Sartre gewisse ethische Grundsätze. Woher sein moralischer Anspruch

stammt und auf Grund welcher Autorisation er erhoben wird, sagt er nicht, besteht nur darauf, daß wir gewisse Dinge als schlecht, andere als gut zu erkennen haben. Daß wir wählen müssen zwischen diesen beiden Möglichkeiten, und daß wir uns durch diese Wahl für das Heil unserer Seele entscheiden, oder für ihre Verdammnis. Da es keinen Gott gibt, uns zu führen und zu richten, ist es an uns, nicht nur unser irdisches Schicksal, sondern auch den Status zu bestimmen, der in einer ziemlich vagen und undefinierbaren Zukunft der unsere sein wird. Auf unser Handeln, unser Benehmen kommt alles an. Jeder ist, was er aus sich macht.

Wie Marx, ermahnt Sartre die Intellektuellen, sich nicht auf das *Verständnis* der Welt zu beschränken, vielmehr die soziale und ökonomische Ordnung *ändern zu helfen*. Das Wort «engagement», das eine so beherrschende Rolle spielt in Sartres Vokabular, steht bei ihm für «Verpflichtung» — unsere Verpflichtung, eindeutig Stellung zu nehmen zu den großen Streitfragen der Zeit. Anders als die orthodoxen Marxisten, die den historischen Prozeß als von ökonomischen Faktoren bestimmt sehen, betont der Existentialist die entscheidende Wichtigkeit des individuellen Entschlusses angesichts eines Kosmos, der weder Ziel noch Logik kennt. Ein ausgesprochener Individualist und überzeugt von dem Primat geistiger Werte, dabei ein Kämpfer für sozialen Fortschritt, erstrebt Sartre die Versöhnung der beiden traditionellen Schulen, des Idealismus und des Materialismus.

Da er, politisch wie philosophisch, eine Art von radikaler Mitte will und predigt, ist keine der führenden Parteien ihm gewogen. Die katholische Kirche sieht in seiner Lehre eine besonders anstößige Sorte von Heidentum. Arthur Köstler und andere Hexenverbrenner haben den existentialistischen Führer als einen schlecht verkleideten Stalinisten denunziert, während die offiziellen Wortführer des Marxismus ihm pro-faschistische Neigungen vorwerfen. Im vorigen Jahre, auf dem Zehnten Internationalen Philosophenkongreß in Amsterdam, sprach der tschechische Delegierte Arnost Kolman vom Existentialismus als von einer «schlaun Unternehmung zur Verteidigung des Kapitalismus».

Sie stritten in Amsterdam, wo 700 Berufsdenker aus 25 Ländern zusammengekommen waren, um Ideen auszutauschen. — «Wenn Sie heimgehen, nach Prag», ersuchte Professor Bertrand Russell sehr höhnisch seinen gelehrten Kollegen, Professor Arnost Kolman, «sagen Sie doch bitte Ihren Auftraggebern, daß wir es vorzögen, wenn sie zu unserem nächsten internationalen Kongreß jemanden weniger rüpelhaften schickten.» Da ein anderer Sendbote aus der CSR,

Ladislav Rieger, fortfuhr, den militanten Marxismus als einen «neuen Humanismus» zu verteidigen, zischte ein deutscher Denker, Walter Brugger: «Ich sehe keinen Unterschied zwischen der marxistischen Philosophie und der Nazi-Weltanschauung.» — Endlich zog der ehrwürdige holländische Gelehrte und Vorsitzende des Kongresses, Hugo Pos, die betrübliche Schlußfolgerung: «Unsere Diskussionen haben die allgemeine Zerrissenheit des Nachkriegs-Denkens aufgezeigt.»

Sie stritten in Wroclav, wo Intellektuelle aus allen Erdteilen sich unter kommunistischer Leitung um eine gemeinsame Plattform mühten. Der Sowjetschriftsteller Ilja Ehrenburg unternahm es, die internationale Verständigung zu fördern, indem er die anglo-amerikanische Literatur als «eine geistige Opiumflut» bezeichnete. Dies veranlaßte einen britischen Delegierten, Professor A. J. P. Taylor aus Oxford, bitter zu konstatieren: «Dieser Kongreß hat den Zweck, Menschen einander näherzubringen, nicht erfüllt.» Ein Repräsentant Indiens, Mulha Raj Anand, meinte zum Schluß, das einzige Mittel für Kongreßteilnehmer, dem Frieden zu dienen, sei «zu fasten, wie Gandhi».

Gibt es keine andere Hoffnung?

Der rührende Enthusiasmus, mit dem die Intellektuellen, wie die Massen Europas die kühne Geste des ursprünglich amerikanischen «Weltbürgers» Gary Davis aufnahmen, ist bezeichnend für die allgemeine Unruhe, das allgemeine sehnliche Verlangen nach einem Ausweg, einer Lösung. Kann die Anregung eines einzelnen machtlosen jungen Menschen die Rettung bringen? Während Davis ein Trüppchen wohlmeinender und furchtloser Männer und Frauen um sich sammelt (auch einige literarische Zelebritäten, wie Gide, Camus und Sartre, sind unter seinen Anhängern), während Millionen von angsterfüllten Menschen den Frieden wollen und um Frieden beten, nehmen die Kriegsvorbereitungen ihren ominösen Fortgang, die Schlacht der Ideologien geht weiter, die verhängnisvolle Kluft zwischen zwei Weltmächten, zwei Glaubensbekenntnissen, zwei Weltanschauungen wird täglich tiefer.

Ein schwacher, dissonanter Chor, begleiten die Stimmen der europäischen Intellektuellen das ungeheure Drama. Ich höre viele Stimmen, manche sind frech und aggressiv; andere sanft oder spöttisch, leidenschaftlich oder sentimental; aber ich höre nicht den Wohlklang koordinierter Klänge, das Konzert harmonisierender oder friedlich wetteifernder Kräfte.

«Es gibt keine Hoffnung. Ob wir Intellektuelle nun Verräter seien, oder Opfer, wir täten gut daran, die völlige Hoffnungslosigkeit unserer Lage zu erkennen. Warum sollten wir uns etwas vormachen? Wir sind geliefert! Wir sind geschlagen!»

Die Stimme, die diese Worte sprach — ein leicht belegtes, aber



klangvolles und merkwürdig anziehendes Organ — gehörte einem jungen Philosophie- und Literatur-Studenten, mit dem ich in der alten schwedischen Universitätsstadt Uppsala zufällig zusammentraf. Was er zu sagen hatte, war interessant genug, und sicher war es charakteristisch; ich habe ähnliche Äußerungen überall in Europa von Intellektuellen gehört.

Er sagte: «Wir sind geschlagen, wir sind fertig, geben wir es doch endlich zu! Der Kampf zwischen den beiden anti-geistigen Riesenmächten — dem amerikanischen Geld und dem russischen Fanatismus — läßt keinen Raum mehr für intellektuelle Unabhängigkeit und Integrität. Wir sind gezwungen, Stellung zu nehmen und gerade dadurch alles zu verraten, was wir verteidigen und hochhalten sollten. Kötler hat unrecht, wenn er eine Seite für ein bißchen besser als die andere, für nur eben grau, nicht wirklich schwarz erklärt. In Wahrheit ist keine von beiden gut genug, und das heißt, daß sie beide schlecht sind, beide schwarz, schwarz, schwarz.»

Und er sagte: «Ich habe sie satt, die Lügen und die diplomatischen Tricks und die Kompromisse. Sogar die Existentialisten gehen nicht weit genug. Was soll uns das Gerede von der Wichtigkeit individueller Entscheidungen? Es ist zu spät für individuelle Entscheidungen. Les jeux sont faits. Wir sind verurteilt, besiegt. Den Mut, wenigstens, sollten wir haben, unser Fiasko einzugestehen. Da wir nichts zu verlieren haben, warum nicht aufrichtig sein? Warum unseren Ekel nicht hinausschreien und unseren Zorn und unsere Verzweiflung?»

Und er sagte: «Eine neue Bewegung sollten sie ins Leben rufen, die europäischen Intellektuellen, eine Bewegung der Verzweiflung, die Rebellion der Hoffnungslosen. Statt des sinnlosen Versuches, «die Macht» zu «appeasen»; anstatt habgierige Bankiers und herrschsüchtige Bürokraten zu verteidigen und ihren Machenschaften Vorschub zu leisten, sollten wir laut und deutlich protestieren und unserer Bitterkeit, unserem Entsetzen den unmißverständlichsten Ausdruck verleihen. Wir sind an einem Punkte angelangt, wo nur die dramatischste, die äußerste Geste noch irgend Aussicht hat, bemerkt zu werden und den blinden, hypnotisierten Massen ins Gewissen zu reden.»

Und er sagte: «Hunderte, ja Tausende von Intellektuellen sollten tun, was Virginia Woolf, Ernst Toller, Stefan Zweig, Jan Masaryk getan haben. Eine Selbstmordwelle, der die hervorragendsten, gefeiertsten Geister zum Opfer fielen, würde die Völker aufschrecken aus ihrer Lethargie, so daß sie den tödlichen Ernst der Heimsuchung begriffen, die der Mensch über sich gebracht hat durch seine Dummheit und Selbstsucht.»

Und er sagte mit einer Stimme, die nicht mehr ganz sicher war:  
«Der absoluten Verzweiflung sollten wir uns überlassen. Nur das  
wäre ehrlich und nur das könnte helfen.»

Nach einer Pause und mit einem schwachen und scheuen Lächeln,  
das sein nachdenkliches junges Gesicht hell machte, fügte er hinzu:  
«Erinnern Sie sich an das, was der große Kierkegaard uns gesagt hat?  
*Der unendliche Verzicht ist die letzte Stufe vor dem Glauben; wer  
dorthin nicht gelangt ist, kann keinen Glauben haben. Und: Daher  
die Möglichkeit des Glaubens selbst in diesem Leben, aber . . . kraft  
des Absurden, nicht durch den menschlichen Verstand.»*

*(Deutsch von Erika Mann)*